

VIRTUS

21 | 2014



Michael Seelig*

Adel als Idee

Zum Wesen des deutschen Adels in der Moderne

245

Daniel Menning, *Standesgemäße Ordnung in der Moderne. Adlige Familienstrategien und Gesellschaftsentwürfe in Deutschland 1840-1945* (München: Oldenbourg Verlag, 2014, 469 p.)

Daniel Menning hat ein wichtiges Buch über den deutschen Adel im 19. und 20. Jahrhundert geschrieben. Seine Studie trägt wesentlich dazu bei, die Existenz des Adels in der deutschen Geschichte von ca. 1840 bis 1945 besser zu verstehen. Im Mittelpunkt seiner Betrachtung steht nichts Geringeres als die Frage, wie der Adel im 19. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts als Stand fortbestehen konnte. Menning fragt daher nach den 'Kontinuitätsbedingungen des Adelsstandes in der Moderne' (23). Damit greift er klassische Fragen der deutschen Geschichtsschreibung über den Adel in der Moderne auf, etwa die Fragen nach Anpassung und Beharrung, nach Niedergang und 'Obenbleiben' (Rudolf Braun) oder nach der Neuerfindung und dem 'Formwandel' (Klaus Tenfelde, ursprünglich zum Bürgertum) des Adels. Obwohl es sich um bereits vielfach gestellte Forschungsfragen handelt, kann er sie innovativ beantworten.

Um die fortgesetzte Existenz des Adels in Zeiten des zunehmenden Abbaus geburtsständischer Rechte und Privilegien begreifen zu können, wählt Menning einen interessanten Zugriff: Zunächst betrachtet er, welche Vorstellungen von Adel innerhalb und außerhalb des Adels existierten und welche Gesellschaftsentwürfe eine Existenz des Adels als Stand ermöglichten. Sodann fragt er danach, wie diese Vorstellungen und Entwürfe mit dem Han-

* Philipps-Universität Marburg – michaelseelig@gmx.net

deln der historischen Akteure zusammenhängen. Anstatt dabei einzelne Individuen oder übergeordnete Adelsvereine in den Blick zu nehmen, wählt er die adlige Großfamilie bzw. das Adelsgeschlecht als Ansatz. Hierbei interessieren ihn vor allem kollektive ‘Familienstrategien’, mit denen die jeweiligen Geschlechter ihren Status als Adel und das Ansehen des Adels insgesamt bewahren wollten. Aber auch individuelles Handeln kommt in den Blick, wenn zum Beispiel nach Abweichungen von allgemeinen Normen und Idealen gefragt wird. Zuletzt betrachtet Menning welche Auswirkungen die Zäsuren von 1918 und 1933 auf die Adelsmodelle und die ‘familiären Strategien’ im ‘Kampf ums Obenbleiben’ (26) hatten.

246

All dies untersucht Menning anhand eines Vergleichs des nordostdeutschen, ostelbischen Adels mit den ehemaligen Reichsritterfamilien Südwestdeutschlands. Als ein Ergebnis hält Menning fest, dass zwischen diesen Teilgruppierungen des deutschen Adels kaum Unterschiede in ihren Adels- und Gesellschaftsentwürfen bestanden. Der zeitliche Rahmen von 1840 bis 1945 wird wie folgt begründet: Seit den 1830/40er Jahren habe sich zunehmend die vormoderne Ständegesellschaft aufgelöst, was sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts unter anderem in diversen Adelsreformdebatten niedergeschlagen habe. Mit diesen Debatten seien neue Gesellschaftsentwürfe einhergegangen, in denen auch ein Platz für den Adel als Stand vorgesehen gewesen sei. Mit dem Jahr 1945 endet die Arbeit, da nach dem Untergang des ‘Dritten Reichs’ ständische Gesellschaftsmodelle in der Bundesrepublik und in der DDR jegliche Bedeutung verloren hätten.

In Mennings Studie nehmen zeitgenössische Vorstellungen von ‘Adel’ und ‘Gesellschaft’ einen bedeutenden Platz ein. Um sie analysieren zu können, untersucht er zentrale ‘Leitideen’ (21), auf denen die Adels- und Gesellschaftsbilder maßgeblich beruhen. Dazu zählt er vor allem Vorstellungen von ‘Familie’, ‘Grundbesitz’ und ‘Ehre’. Diese Leitideen werden auch aufgegriffen, wenn nach der praktischen Umsetzung der ideellen Ansprüche gefragt wird. Den Zusammenhang von Leitideen und Praxis untersucht Menning anhand – um einen soziologischen Fachausdruck zu nutzen – familialer Strategien des Obenbleibens. Dankenswerterweise verwendet Menning den gelegentlich zum reinen Schlagwort verkommenen Begriff des Obenbleibens nicht lediglich auf einer oberflächlichen Ebene, sondern führt auch aus, was er darunter konkret versteht: Im Gegensatz zu Braun, dem klassischen Vertreter des Konzepts, bezeichnet Menning damit weniger ‘inneradlige Strategien der Statusabsicherung’ als vielmehr eine ‘gesellschaftliche Auseinandersetzung um die Ordnung der Gesellschaft, ihre Ungleichheitsverteilung, ihr Oben und Unten’ (21). Obenbleiben habe daher für den Adel als Stand bedeutet, eine gesellschaftliche Selbstbeschreibung zu finden, in der für den Adelsstand ein ‘passendes Oben’ existiert habe (406). Dieses Oben habe der Adel innerhalb ständischer Gesellschaftsentwürfe im Bereich des Moralischen lokalisiert; an diesen Ort glaubte er durch seinen präferierten ‘moralischen Vorrang’ gelangen zu können (108). Mit diesen Erläuterungen liefert Menning eine schlüssige Antwort auf die kritische Frage Ewald Fries, wo ein solches Oben denn gewesen sei, von dem im Konzept des Obenbleibens gesprochen werde.

Mennings Studie beruht auf der zentralen These, der Adel habe so lange als Stand existieren können, wie es weithin akzeptierte Gesellschaftsentwürfe gegeben habe, in denen ein Adelsstand vorstellbar gewesen sei (21, 405-406). Damit reagiert er implizit auf jüngste, zum Teil etwas bizarr anmutende Diskussionen in der deutschen Geschichtswissenschaft,

ob es seit dem 19. Jahrhundert in Deutschland überhaupt noch einen Adel gegeben habe (so etwa Charlotte Tacke). Mit der französischen Soziologin Monique de Saint Martin kann diese Frage damit beantwortet werden, dass Adel solange existiert, wie es Menschen gibt, die sich selbst und/oder anderen die Qualität des Adligseins zuschreiben. Ganz in diesem Sinne – jedoch ohne an Saint Martin anzuschließen – führt Menning aus, dass bis 1945 in ‘ständisch-konservativen Ordnungsentwürfe[n]’ (406) stets ein Platz für den Adels *als Stand* vorgesehen gewesen sei. Seit 1840 sei ein konservatives Weltbild zur Existenzmöglichkeit des Adelsstands überhaupt geworden. Letztlich habe sich der Adel so sehr konservative Werte angeeignet, dass seine Wertvorstellungen kaum mehr als genuin adlig bezeichnet werden könnten. Vielmehr seien sie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts als durch und durch konservativ zu verstehen. So sei es zu einer ‘Neuerfindung des Adels im konservativen Geiste’ (409) gekommen. Dennoch habe es sich bei dieser Neuerfindung nicht um eine reaktionäre ‘Beharrungsstrategie’ (22) gehandelt, mit der an vormodernen Zuständen festgehalten werden sollte, sondern ganz im Gegenteil um ‘progressive Anpassungen’ (224) an moderne Verhältnisse und neue Gesellschaftsordnungen. Der Adel sei auf der Suche nach einer ‘anderen Moderne’ (Thomas Rohkrämer) gewesen, nicht nach einem ‘bedingungslose[m] Zurück in die Vergangenheit’ (20, 110). Leider führt Menning analytisch nicht weiter aus, worin dieses Andere der Moderne jenseits des Ständischen konkret bestand. In diesem Kontext verortet Menning auch eine ‘Radikalisierung’ (110) des Adels nach 1900 – vor allem aber nach 1918 –, durch die immer mehr völkische und radikalnationalistische Vorstellungen Einzug in die Gedankenwelt des Adels gehalten hätten.

247

Zu dieser Neuerfindung rechnet Menning, dass sich die Definitionen von ‘Adel’ ab 1840 von ihrem ‘sozialen Gehalt’ losgelöst hätten (407). Damit greift er implizit Josef Matzeraths Modell der ‘Entkonkretisierung’ sowie andere Interpretationen auf.¹ Da der Adel längst kein einheitliches ‘sozialhistorisches Phänomen’ (23) mehr gewesen sei, das sich etwa über die Ausübung bestimmter Berufe in Landwirtschaft, Verwaltung oder Militär definieren lasse, sei er ‘von einer sozial beschreibbaren Realität zur Idee’ (166) geworden. Um in den zunehmend berufsständisch konzipierten Gesellschaftsentwürfen der damaligen Zeit einen angemessenen Ort zu finden, sei eine ‘Transformation [des Adels] zur Idee’ (407) fast unabdingbar gewesen. Weil der Adel sozioökonomisch in unterschiedlichsten Berufen aufgegangen und daher keine berufsständische Abgrenzung möglich gewesen sei, habe er seine Selbstdefinition in den ‘Bereich des Ideellen’ (108) verlagert und sich über ‘innere Werte’ (87) be-

1 J. Matzerath, *Adelsprobe an der Moderne. Sächsischer Adel 1763 bis 1866. Entkonkretisierung einer traditionellen Sozialformation* (Stuttgart, 2006); weitere Anschlussmöglichkeiten: Ch. Tacke, “Es kommt also darauf an, den Kurzschluss von der Begriffssprache auf die politische Geschichte zu vermeiden”. “Adel” und “Adeligkeit” in der modernen Gesellschaft’, *Neue Politische Literatur*, LII (2007) 91-123; E. Frie, *Friedrich August Ludwig von der Marwitz 1777-1837. Biographien eines Preußen* (Paderborn e.a., 2001) 35; idem, ‘Adelsgeschichte des 19. Jahrhunderts? Eine Skizze’, *Geschichte und Gesellschaft*, XXXIII (2007) 398-415; M. Wienfort, *Der Adel in der Moderne* (Göttingen, 2006) 9; A. Gerstner, *Neuer Adel. Aristokratische Elitekonzeptionen zwischen Jahrhundertwende und Nationalsozialismus* (Darmstadt, 2008); E. Conze e.a., Hg., *Aristokratismus und Moderne. Adel als politisches und kulturelles Konzept, 1890-1945* (Köln-Weimar-Wien, 2013).

stimmt. Fortan habe er seine ständische Exklusivität durch Tugendhaftigkeit, Vorbildlichkeit und den Dienst am Allgemeinwohl begründet, wodurch er die Anerkennung seitens Nichtadliger erwartete (103, 407). Das Diktum 'Adel verpflichtet' könne daher als Essenz der adligen Leitideen verstanden werden (105). Vorbildlichkeit habe nun als 'Differenzkriterium' (89) gegenüber anderen gesellschaftlichen Gruppen gegolten. Ganz in Übereinstimmung mit Menning's Thesen zeichne ich in meiner demnächst erscheinenden Studie *'Alltagsadel. Der ehemalige ostelbische Adel in der Bundesrepublik Deutschland'* nach, wie sich dieser Rückzug auf die ideellen Werte nach 1945 verstärkt fortsetzte. Damit bestätigen sich die Thesen beider Bücher gegenseitig.

248

Wie diese Leitideen mit der adligen Praxis zusammenhängen, untersucht Menning anhand von Familienorganisationen: den 'kulturell' (223) begründeten Familienverbänden in Vereinsform in Nordostdeutschland und den rechtlich definierten Familienstammgütern in Südwestdeutschland. Dabei kommt er zu dem Schluss, dass die adligen Werte in der Praxis nicht konfliktfrei, sondern durch inneradlige Auseinandersetzungen 'permanent bedroht' (411) gewesen seien. Dennoch seien die untersuchten Leitideen über den gesamten Zeitraum der Studie relativ stabil gewesen (103, 167), wodurch sie dem Adel langfristig zur Selbstdefinition als Stand gedient hätten. Dieses Phänomen sei dadurch begünstigt worden, dass die Familienorganisationen spätestens nach 1918 zentrale materielle und rechtliche Funktionen verloren hätten (404). Nun seien auch hier ideelle Aspekte wichtiger geworden. So zieht Menning insgesamt das Fazit, dass der deutsche Adel im 19. und 20. Jahrhundert zu einer Idee geworden sei, zu einem normativen Anspruch, der auf bestimmten konservativen Leitideen beruht habe und nur im Rahmen ständischer Ordnungskonzepte denkbar gewesen sei.

Daniel Menning liefert eine beeindruckende Studie ab, die in ihren wesentlichen Thesen zu überzeugen vermag und die Geschichtsschreibung über den deutschen Adel ein gutes Stück voranbringt. Dennoch sollen hier ein paar kritische Gedanken geäußert werden. Das geschieht nicht mit der Absicht, die Ergebnisse der Arbeit zu entkräften, sondern vielmehr, um sie in einer anderen Lesart zu bekräftigen und noch plausibler zu machen.

Die theoretische Reflexion der Arbeit fällt sehr gering aus. Eine stärkere Auseinandersetzung mit sozial- und kulturwissenschaftlichen Theorien hätte der Studie eine begriffliches Instrumentarium geliefert, mit dem die behandelten Gegenstände noch präziser hätten analysiert und beschrieben werden können. Ähnliches gilt für die Definition und Reflexion der verwendeten Begriffe. Oft setzt Menning stillschweigend ein Verständnis zentraler Analysekatoren voraus. Das betrifft zum Beispiel den zentralen Begriff des Standes. Leider finden sich keine Definition oder ähnliche Ausführungen. Jedoch ist es für die Arbeit von wesentlicher Bedeutung, was konkret unter 'Stand' verstanden wird. Dass sich Menning anscheinend selbst über die Bedeutung des Begriffs unklar ist, deutet die gelegentliche Verwendung des Begriffs in Anführungsstrichen an (z.B. 406). Wenn nach der Existenz des Adels als Stand gefragt wird, sollte darüber nachgedacht werden, welche verschiedenen Bedeutungen dieser schillernde Begriff in der Moderne annehmen konnte – sowohl in der Wahrnehmung und Praxis der historischen Akteure als auch im Rückblick des analysierenden Historikers. Das dürfte weiteren Aufschluss über die allgemeine Existenz des Adels im 19. und 20. Jahrhundert geben und seine Transformation zur 'Idee' noch besser verständlich

machen. Von der Definition des Standesbegriffs hängt zudem ab, ob man nach 1945 den Adel in gewisser Hinsicht noch als Stand bezeichnen kann – manches spricht dafür, wie ich in meiner Arbeit über den ehemaligen ostelbischen Adel zu zeigen versuche.

Eine ähnliche Kritik betrifft die Gegenüberstellung von 'adlig' und 'konservativ'. Menning setzt implizit eine dichotomische Definition beider Gegenstände voraus: entweder adlig oder konservativ. Dieses Vorgehen ist jedoch zu rationalistisch gedacht und spiegelt eher das Bedürfnis des Historikers wider, über klar voneinander abgrenzbare Begriffe zu verfügen, als die Komplexität der historischen Sachverhalte. Als historische Phänomene gingen die Kategorien 'adlig' und 'konservativ' jedoch eine semantische Symbiose ein, die sich durch eine gegenseitige Beeinflussung und Übersetzbarkeit (im kulturwissenschaftlichen Sinne) von Teilinhalten auszeichnete. So spricht auch Menning wiederholt von 'adlig-konservativen' Leitideen und Gesellschaftsentwürfen (etwa 162-163). Es ist zum Beispiel nicht sinnvoll, eine genuin adlige Agrarromantik einer genuin konservativen gegenüberzustellen (141). Die Begriffe müssen vielmehr auf verschiedenen, sich freilich überlagernden Ebenen der historischen Realität angesiedelt werden. Anstatt nach einer *differentia specifica* des Adels zu suchen (162, 166, 408 u.ö.), sollte die Kontextabhängigkeit soziokultureller Klassifizierungen in den Blick genommen werden. Darauf weist Menning selbst kurz hin (164), verfolgt diesen Gedanken aber nicht weiter. Im Gegenteil reduziert er die adligen Leitideen auf konservatives Gedankengut, wodurch er letztlich ihre Kontextualität negiert. Es handelt sich aber nicht um spezifisch adlige oder konservative Phänomene, sondern eben um aus diversen Übersetzungsprozessen hervorgegangene adlig-konservative Hybride, die in gewissen Kontexten als adlig, konservativ oder etwas anderes gelten konnten – auf diesen Aspekt gehe ich näher in meiner Studie *'Alltagsadel'* ein. Dasselbe gilt für Mennings Identifizierung agrarromantischer, völkischer oder radikalnationalistischer Deutungsmuster, die vermeintlich genuin adlige Wahrnehmungsweisen ausgehöhlt hätten (123, 378). Auf die Nähe all dieser Vorstellungen – die Familienverwandtschaft, wie sich mit Wittgenstein sagen ließe – weist Menning selbst hin (82). Um präziser die jeweiligen Übersetzungsleistungen nachzeichnen zu können, wäre etwa zu untersuchen, ob die völkischen und rassistischen Ideologeme auf biologistischen, spiritualistischen oder kulturalistischen Vorstellungen basierten. Das würde zeigen, ob man zu Recht von einer substantialistisch gedachten Aushöhlung sprechen kann, die den adligen Leitideen ihre 'ursprüngliche' und damit 'wahre' Essenz genommen habe. Wenn hingegen stärker die Übersetzungsmöglichkeiten der jeweiligen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster in den Blick genommen werden, kann die Transformation des Adels zur 'Idee' anschaulicher erklärt und nachvollzogen werden.

Leider geht Menning auch nicht näher darauf ein, was er konkret unter dem Begriff 'Idee' versteht. So grenzt er zum Beispiel die Leitideen von Ideologie ab, ohne diesen Unterschied aber zu erklären (104). Ein paar theoretische Erläuterungen hätten die Befunde der Arbeit weiter untermauern können. Was hat man sich darunter vorzustellen, dass der Adel in der Vormoderne eine 'soziale Realität' gewesen sei, sich aber in der Moderne zu einer 'bloßen' Idee gewandelt habe? War der Adel als Idee in seinem Potential, soziokulturelle Identitäten und Ordnungen stiften zu können, etwa weniger sozial real? Damit ist freilich nicht gemeint, dass sich normative Selbstzuschreibungen eins zu eins in Praktiken umsetzen. Manchmal taten sie es gar nicht. Adel als soziokulturelles Phänomen war aber immer auch

eine sich stets wandelnde Idee – selbst in vormodernen Zeiten, was zum Beispiel eindrücklich aus Roland G. Aschs Studien über den europäischen Adel in der Frühen Neuzeit hervorgeht. Daher kann kaum von einer ‘Loslösung des Adels von seinem sozialen Gehalt’ (407) in der Moderne gesprochen werden. Die Klassifizierung ‘Adel’ war nie *essentiell* an bestimmte soziale, kulturelle, ökonomische oder politisch-herrschaftliche Erscheinungsformen gebunden. Das zeigen neben dem historischen Wandel des Adels selbst unter anderem auch die Vorstellungen von einem ständeübergreifenden Tugendadel in der Frühen Neuzeit.

250 Schließlich wird nicht immer klar, inwiefern und warum sich Menning von anderen Forschungsinterpretationen abgrenzt. Das betrifft vor allem seine Ablehnung eines adligen ‘Werteimmels’, wie er von Marcus Funck und Stephan Malinowski ausgearbeitet wurde. Doch wodurch unterscheidet sich das Konzept der Leitideen konkret von dem des Werteimmels? Der Unterschied dürfte letztlich recht gering ausfallen, denn immerhin spricht Menning selbst von den ‘Tugenden des adlig-konservativen Werteimmels: Familie, Grundbesitz und Ehre’ (227). Mennings Intention ist es, die Existenz *spezifisch* adliger Werte zu bestreiten. Allein der Begriff der Leitidee verlagert das Problem nur – ein Problem, das sich jedoch angesichts der Übersetzungsmöglichkeiten der behandelten Denkschemata schnell als ein Scheinproblem entpuppt. Dennoch ist Daniel Menning insgesamt eine überzeugende Studie gelungen, die Standards für künftige Arbeiten setzt. Auf seine gelungene Untersuchung wird man sich fortan beziehen müssen.



9 789087 045203